

# Mitteilungen

INSTITUT  
FÜR  
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER  
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 23, Juni 2016

Herausgegeben vom  
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Geschäftsführender Direktor)  
Prof. Dr. Mathias Mayer (Direktor)  
PD Dr. Ulrich Niggemann (Direktor)  
Prof. Dr. Lothar Schilling (Direktor)  
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: Prof. Dr. Bernd Oberdorfer ([bernd.oberdorfer@phil.uni-augsburg.de](mailto:bernd.oberdorfer@phil.uni-augsburg.de))  
Prof. Dr. Gregor Weber ([gregor.weber@phil.uni-augsburg.de](mailto:gregor.weber@phil.uni-augsburg.de))  
PD Dr. Ulrich Niggemann ([ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de](mailto:ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de))  
Dr. Benjamin Durst ([benjamin.durst@iek.uni-augsburg.de](mailto:benjamin.durst@iek.uni-augsburg.de))  
Tobias Ranker, M. A. ([tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de](mailto:tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de))

Anschrift der Redaktion:  
Sekretariat  
Susanne Empl  
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg  
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850  
E-Mail: [susanne.empl@iek.uni-augsburg.de](mailto:susanne.empl@iek.uni-augsburg.de)

Satz: Tobias Ranker, M. A.  
E-Mail: [publikationen@iek.uni-augsburg.de](mailto:publikationen@iek.uni-augsburg.de)  
Druck: MaroDruck, Augsburg (<http://www.marodruck.de/>)

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden:  
<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Aleida Assmann: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München: C. H. Beck, 2013. 230 S. 16,95€. ISBN 978-3-406-65210-3.

Aleida Assmann: Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne. München: Hanser, 2013. 334 S. 22,90€. ISBN 978-3-446-24342-2.

Dass sich jenseits der Individuen und ihrer somatisch-kognitiven Fähigkeit zu erinnern auch im sozio-politisch, kulturellen Raum der Gesellschaft Strukturen ausbilden, die man – metaphorisch gesprochen – als „Gedächtnis“ bezeichnen könnte, stellt die zentrale Prämisse der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung dar, die seit bald drei Jahrzehnten zu einem zentralen Forschungsparadigma im Zuge des „cultural turn“ avanciert ist. Sie hat den Geisteswissenschaften jenseits abstrakter Theoriemodelle der Postmoderne eine neue Relevanz gegeben, da sie nicht nur ein analytisches Instrumentarium zur Beobachtung gesellschaftlicher Vorgänge zur Verfügung stellte, sondern auch ein Mittel der Bewältigung komplexer Probleme im Umgang mit der Vergangenheit versprach. Denn Vergangenheit, so eine weitere Prämisse, stiftet Identität. Gefiltert durch kulturelle Texte und Medien aller Art – von der mündlichen Erzählung von Zeitzeugen bis hin zu staatlich gestifteten Monumenten oder dem Historienfilm – prägt sie unser Bild von der Vergangenheit und weist implizit in die Zukunft, indem sie verbindliche Selbstbilder und Handlungsmaximen bzw. -verbote an die Hand gibt. Zumal in Deutschland hat die „Erinnerungskultur“, wo sie mit normativen Formeln des „Nie wieder!“ bzw. des „Nie vergessen!“ aufgeladen ist, eine dezidiert politische Stoßrichtung und ist zu einem Grundpfeiler der Bundesrepublik geworden. Nach der Erfahrung zweier Diktaturen und zweier zeithistorischer Umbrüche (1945 und 1989) ging es gerade in Deutschland um die Frage, wie mit divergenten und heterogenen Vergangenheitsbildern umgegangen werden und wie sich auf Grundlage der Vergangenheit eine neue nationalstaatliche Identität bilden sollte. Neben der Wiedervereinigung als positiv konnotierter „Wende“ waren es v. a. der Holocaust und der Genozid an den Juden, die für die junge Bundesrepublik zu einer zentralen Wegscheide wurden – wie ließ sich das Unausprechliche in überzeitliche Formen des Gedenkens gießen und wie konnten die Stimmen der Zeitzeugen auch für die Zeit bewahrt werden, wenn sie lange gestorben sein würden?

Die erinnerungskulturelle Forschung beschäftigte sich intensiv mit diesen Fragen und gab Modelle an die Hand, um das „kollektive Gedächtnis“ der Gesellschaft kritisch zu überprüfen. Es ist kein Zufall, dass sich jenes Paradigma zu einer Zeit ausbildete, als auch auf tagespolitischer Ebene die Erinnerung zu einem ganz und gar gegenwärtigen Thema wurde. Die mittlerweile emeritierte Konstanzer Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann bildete von Anfang an eine der aktuellsten und einflussreichsten Stimmen im wissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs und lieferte zahlreiche wichtige Beiträge ab, die die Theorie und Praxis der Erinnerungskul-

tur nachhaltig geprägt haben (so etwa das Standardwerk „Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“, München 1999). In zwei neueren Publikationen blickt sie sowohl zurück als auch nach vorn, indem sie eine kritische Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Erinnerungskultur versucht und die Frage stellt, wie sich unsere Zeitorientierung im Zuge der Moderne verändert hat.

Die erste zu besprechende Publikation greift im Kern jene Themen auf, die im einleitenden Abschnitt bereits zur Sprache kamen. „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention“ ist ein wichtiger und höchst facettenreicher Überblick über zentrale Momente der politischen und fachwissenschaftlichen Debatte um das kollektive Erinnern und bietet vielerlei Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen und Diskussionen. Der Titel ihres Werkes ist einerseits eine Anspielung auf Sigmund Freud, der in seiner Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) die sozialpsychologische Grundverfassung der Gesellschaft gegen die individualpsychologischen Wünsche und Hoffnungen ihrer Mitglieder ausspielte, und andererseits ein Verweis auf einen von der Historikerin Ulrike Jureit und anderen herausgegebenen Sammelband („Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust“, Frankfurt a. M. 2012), der die vielfältigen Konjunkturen der kollektiven Erinnerung an den Holocaust einer kritischen Diskussion unterzieht. Assmann gibt damit implizit zwei Grundtendenzen vor, mit denen sie sich in ihrer Darstellung auseinandersetzt: Erstens sei die Erinnerungskultur eine relativ neue Erscheinung, da nach dem Zweiten Weltkrieg die Zeichen in Deutschland zunächst auf Vergessen oder Verdrängen gestellt waren. Erst die sog. „68er Generation“ markierte einen Umbruch, da sie die Schuldfrage an den Verbrechen der Nazizeit öffentlich thematisierte. Durch weitere Entwicklungen wie den Eichmann-Prozess (1961) oder die US Serie „Holocaust“ (1978) sei es zu einer intensiven Beschäftigung mit und Aufarbeitung der Vergangenheit gekommen, die das opferzentrierte Gedenken in den Mittelpunkt rückte und auf Seiten der Täter und ihrer Nachfahren zu einem erhöhten Schuld- wie auch Verantwortungsbewusstsein geführt habe.

Zweitens erscheint die Erinnerungskultur dadurch gerade in Deutschland negativ konnotiert und es werden vermehrt Stimmen laut, die ihre normative Deutungsmacht in Frage stellen, eine Umorientierung auf positivere Inhalte fordern oder ihre Notwendigkeit grundsätzlich anzweifeln. Dass diese Aspekte nicht nur die Auswüchse eines Intellektuellendiskurses sind, lässt sich beispielsweise anhand des sehr erfolgreichen, mehrteiligen ZDF-Fernsehfilms „Unsere Mütter, unsere Väter“ sehen, der die Zweite Weltkriegs-Generation zwar kritisch in den Blick nimmt, die Verantwortung für den Holocaust aber nicht dezidiert auf Seiten der deutschen Protagonisten verankert. Neben der medienzentrierten Perspektive, die die Debatten immer wieder anschaulich an aktuellen Beispielen aufzeigt, ist es v. a. die Erweiterung des nationalen hin auf einen europäischen bzw. transnationalen Blickwinkel, der in Assmanns Werk für neue Impulse sorgt. Die Botschaft ist dabei stets klar: Ein Festhalten an der Erinnerungskultur ist unbedingt notwendig. Da sie aber dynamisch ist und sich im Wandel befindet, gilt

es, sie stets auf ihre normativen Prämissen hin zu überprüfen und sie dialogisch in einem Raum auszuhandeln, der zunehmend heterogener wird und längst mehr und mehr „Gedächtnisse“ in sich vereint. Als „Intervention“ verstanden, will Assmanns Buch folgerichtig „zu einer (...) Übersetzung von Unbehagen in kritische Auseinandersetzung (...) beitragen“ und „damit zugleich auch einen Beitrag zur Selbstaufklärung und Erneuerung des gemeinsamen Projekts der Erinnerungskultur (...) leisten“ (15).

Die Monographie gliedert sich insgesamt in drei Teile. Der Zugang zum Thema ist dabei jeweils im besten Sinne „problemorientiert“, d. h. Assmann identifiziert kritische Stimmen, die sie ausgiebig zu Wort kommen lässt, und gibt ihnen (meist) überzeugende Gegenargumente an die Seite, womit bereits im Aufbau des Werkes ihr eigener „dialogischer“ Zugriff zum Vorschein kommt. Die Opposition zwischen „Geschichte“ und „Gedächtnis“ etwa, wie sie v. a. von Historikern wie dem 2006 verstorbenen Reinhart Koselleck vorgebracht wurden, weist Assmann mit dem Hinweis zurück, dass beide Aspekte als komplementäre Operationen des Vergangenheitsbezugs anzusehen sind, als „symbolische Praktiken“ (22) – so hilft das Gedächtnis Individuen und Kollektiven die aus der Vergangenheit kommenden Inhalte emphatisch aufzuladen und durch eine Auswahl Identität zu stiften, während die Geschichte – als kritische Wissenschaft verstanden – diese Inhalte „kritisch überprüfen“ (24) soll, um etwaigen revisionistischen oder mythifizierenden Tendenzen einen Riegel vorzuschieben. Überhaupt geht es Assmann in ihrem Werk darum, Kategorien und Ansätze zu verbinden und, wo möglich, zu vereinen, die sich auf den ersten Blick ausschließen. Und auch wenn man sich manchmal eine noch stärkere Positionierung gewünscht hätte, so weiß Assmanns erinnerungskulturelle Dialektik im Großen und Ganzen zu überzeugen. „Vergessen, Beschweigen, Erinnern“ (16–106) gibt die wichtigsten Begrifflichkeiten und Diskussionen vor und bietet eine gute Einführung für LeserInnen, die sich zum ersten Mal mit der Debatte beschäftigen – aus fachwissenschaftlicher Sicht findet sich hier allerdings nicht viel Neues. Neben allgemeinen „Problemen mit der Gedächtnisforschung“ geht es um die Konjunkturen des „Familiengedächtnisses“ und die medienzentrierte, oft normativ ausgedeutete „deutsche Erinnerungskultur“.

„Problemfelder der deutschen Erinnerungskultur“ (107–141) wendet sich der für Deutschland spezifischen „Erinnerung an zwei Diktaturen“ zu und untersucht zugleich, wie sie sich im Zuge der Europäisierung und im Kontext einer „Migrationsgesellschaft“ verändert. Angereichert sind die analytischen und theoretischen Ausführungen immer wieder durch Debatten wie den „Historikerstreit“ oder die sog. „NSU Morde“, die die Aktualität und Brisanz des Themas verdeutlichen sollen. Assmann sieht dabei insgesamt zwei Modi der Erinnerung am Werk, wenn es um die DDR auf der einen Seite und den Holocaust auf der anderen Seite geht, die sie seit längerem unter den Begriffen „Vergangenheitsbewältigung“ und „Vergangenheitsbewahrung“ (114–118) eingeführt hat, wobei offen bleibt, ob beide Varianten tatsächlich so klar voneinander geschieden werden können und ob sie nicht zum Teil nahtlos ineinander übergehen, zumal dann, wenn Zeitzeugen fehlen. „Transnationale Perspektiven“ (142–203) greift

das Thema der „Opferkonkurrenzen“ im Rahmen einer gemeinsamen europäischen Erinnerung auf und meint damit v. a. konkurrierende Erinnerungen an Holocaust und Stalinismus. Ihre Wunden und Traumata sind längst nicht überwunden und das Gedächtnis ist gerade in Bezug auf eine Gewaltgeschichte emotional aufgeladen, ohne dass der erinnerte Schrecken dadurch begreiflicher oder darstellbarer geworden wäre und so skizziert Assmann abschließend „Vier Modelle für den Umgang mit traumatischer Vergangenheit“. Da die Erinnerung im vereinten Europa die Grenzen überschreitet und sich durchaus divergierende Formen des Vergangenheitsbezugs finden, spricht sie sich für ein „dialogisches Erinnern“ aus, das Opfer- und Täterperspektive in den Blick nimmt und beide gleichsam integriert.

Obleich diese transnationale Perspektivierung ein willkommener Ansatz ist, der klar in die Zukunft gerichtet ist, bleibt offen, wie sich die Erinnerungskultur tatsächlich von nationalen Bezugsrahmen lösen lässt – schließlich stellt die „Nation“ seit langem einen wesentlichen Bezugspunkt des Gedächtnisses dar. Besonders die neuen Medien des „digital age“ könnten dabei eine zentrale Rolle spielen – diese Perspektive fehlt in Assmanns Buch allerdings völlig. Und obwohl das Werk den Erinnerungsdiskurs in einer beeindruckenden Breite abbildet, wirkt manches doch rudimentär und auch Wiederholungen bleiben nicht aus. Man hätte sich stärkere Schwerpunktsetzungen gewünscht, ebenso eine ausführlichere Analyse von Beispielen wie „Unsere Mütter, unsere Väter“, die stattdessen immer nur kurz, an unterschiedlichen Punkten angesprochen werden. Freilich bleibt auch unklar – und das ist ein Problem der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung allgemein –, ob die analysierten Diskurse und Medien Rückschlüsse darüber zulassen, wie es um die „Erinnerungskultur“ tatsächlich bestellt ist. Spielt die Erinnerung an den Holocaust oder den Kommunismus jenseits der politischen Ebene wirklich jene Rolle, die ihr beigemessen wird? Und gilt es nicht, die politischen Prozesse, die Vergangenheit auf einer symbolischen und offiziellen Ebene verankern, einer kritischen Überprüfung zu unterziehen? Mehr Empirie und ein stärkeres „kritisches Geschichtsbewusstsein“ (Volkhard Knigge) wären hier durchaus angebracht. Das schmälert allerdings nicht den guten Gesamteindruck, den Assmanns „Intervention“ hinterlässt – sie kommt zur rechten Zeit.

Auch in ihrer (ebenfalls 2013) erschienenen Monographie „Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne“ geht es Assmann um die Erinnerungskultur und wie sie unseren Zugang zu Vergangenheits- und Zukunftsentwürfen verändert. Allerdings steht dabei nicht alleine ein kollektives Gedächtnis im Zentrum, sondern vielmehr, wie es gleich eingangs heißt, „das Auseinanderbrechen und neu Zusammensetzen des temporalen Zeitgefüges von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (7). „Zukunft“ ist dabei ein Schlüsselwort, das, wie die Autorin bemerkt, an „Glanz verloren“ habe (7). Waren die 1960er und 1970er Jahre noch in einem Fortschrittlichkeitsdenken und -optimismus gefangen, so hat sich spätestens seit 1989 das Blatt gewendet: Nach dem Zusammenbruch der bipolaren Machtblöcke und der politischen Groß Erzählungen sowie einer neuen Sensibilität für die dunklen Seiten der

Technologisierung (man denke an Tschernobyl 1986 oder den Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome im Jahre 1972 – beide Wegmarken fehlen in Assmanns Werk) verlor die Zukunft ihren Glanz. An seine Stelle ist Unsicherheit getreten, die Zukunft ist mehr Hypothek denn Utopie. Hinzu trat aber, so Assmann, noch ein Zweites, nämlich „eine in dieser Form ungekannte Wiederkehr der Vergangenheit“ (13), sodass sich „gar von einer ‚Kontinentalverschiebung‘ in unserer Zeitordnung sprechen“ lässt: „Während die Zukunft an Strahlkraft verloren hat, macht sich die Vergangenheit immer stärker in unserem Bewusstsein breit“ (13). Die Autorin begibt sich auf die Suche nach den Gründen für diese „Orientierungs-Wende“ (15) und bietet dabei einen gewohnt breiten, oft etwas assoziativ anmutenden Überblick über die Theorien der Moderne und der Modernisierung und eine kulturwissenschaftliche Analyse der Wegmarken ‚unserer‘ Zeitordnung, die sie anhand unterschiedlicher Quellen und (literarischen) Texten nachvollzieht. Als analytischen Oberbegriff wählt sie dabei den des ‚kulturellen Zeitregimes‘ (19), in den Vorstellungen, normative Ausdeutungen und Handlungsmaximen eingelassen sind. Wie wir uns in der Zeit bewegen und uns zu ihr verhalten ist demnach kulturell konditioniert, ohne dass wir uns als Individuen darüber bewusst wären – und so werden zeitliche Zäsuren oder Epochengrenzen auch erst im Nachhinein als solche ‚erfahrbar‘. Allerdings belässt es Assmann nicht bei der Diagnose einer gewandelten Zeitorientierung und einer kulturpessimistischen Sichtweise, sondern sie versucht der Neuausrichtung auch eine positive Seite abzugewinnen: Indem wir die Vergangenheit neu entdecken, können wir sie selbst als eine Art revitalisierende Kraft in die Kultur zurück einfließen lassen, sodass sie uns die Möglichkeit der Selbstreflexion bietet, Identität in der Gegenwart gestaltet und neue Perspektiven für die Zukunft ermöglicht.

Um zu zeigen, wie und an welchen Punkten die Zukunft an Orientierungspotential eingebüßt hat und wie durch die Umkehr auf die Vergangenheit das Modernitätsparadigma erlischt, stellt Assmann in den ersten Teilen ihres Buches den Triumph und den Niedergang des modernen Zeitregimes dar. Obgleich dabei vieles nicht neu ist und sich u. a. auf Reinhart Kosellecks klassische Untersuchungen zu historischen Zeitverhältnissen bezieht, so gelingen Assmann doch eigene Akzentuierungen. Indem sie, etwa durch die Analyse literarischer Texte, zeigt, wie der Zukunftsbegriff emphatisch aufgeladen war, gelingt es ihr, den Zeitbegriff zu historisieren und den Erwartungen und Emotionen nachzuspüren, die jeweils mit ‚Wandel, Erneuerung, Fortschritt‘ (23) verbunden waren. Dies stellt, in Assmanns Augen, etwas genuin ‚modernes‘ dar – erst durch das Abhandenkommen dieses Optimismus und der Trennlinien zwischen den Zeitstufen in der ‚Spätmoderne‘ geriet die ‚Zeit aus den Fugen‘, da sie auf einmal in eins fielen. Überspitzt könnte man formulieren: Die Vergangenheit holte die Gegenwart ein und so kam es zu einer Konjunktur der Erinnerung ab den 1980er Jahren. Diese Thesen werden nach und nach entwickelt. Während zunächst ‚Zeit und Moderne‘ (23–46) in ihrem Wechselverhältnis untersucht werden, geht es anschließend um die ‚Arbeit am modernen Mythos der Geschichte‘ (47–130). Angelehnt an zeitphilosophi-

sche und geschichtswissenschaftliche Arbeiten wird die Etablierung des linearen Zeitverständnisses nachempfunden, das mit dem modernen Fortschrittsdenken und einem veränderten Erwartungshorizont zusammenhing. Dass die Moderne dabei durchaus unterschiedliche Methoden entwickelt hat, um mit dieser neuen Orientierungsachse umzugehen bzw. sie zu erschaffen, zeigen die „Fünf Aspekte des modernen Zeitregimes“ (131–208). Unter den Stichworten „Das Brechen der Zeit“, „Die Fiktion des Anfangs“, „Kreative Zerstörung“, „Zerstören und Bewahren“ und „Beschleunigung“ benennt Assmann fünf Modi moderner ‚Zeitkultur‘. Sie beschreibt damit kulturelle Operationen, die zunächst die Ablösung der unterschiedlichen Zeitstufen voneinander bewirken, den Anfangspunkt der modernen Aufbruchsstimmung bestimmen und die Moderne insgesamt dynamisieren. Die Autorin zeigt damit zugleich vielfältige Anknüpfungspunkte an, die noch einer vertiefenden Untersuchung zugeführt werden könnten – auch komparatistische Arbeiten wären hier durchaus denkbar. Interessant wäre etwa, wie sich das Modernisierungsparadigma in kolonialisierten Ländern auswirkte und ob De-Kolonisation und Post-Kolonialismus selbst Brüche im kulturellen Zeitregime markieren.

Um die Krise des modernen Zeitregimes geht es dann folglich im weiteren Teil von Assmanns Monographie. „Zeitkonzepte der Spätmoderne“ (209–244) stellt zwei unterschiedliche Zugänge vor, um sie zu überwinden: Die sog. „Kompensationstheorie“, die u. a. eine neue Verklammerung von Herkunft und Zukunft suchte, um Langsamkeit zu generieren und zu verhindern, dass sich die Moderne selbst enteilt, und die „Gedächtnistheorie“, die die Vergangenheit als eine Kraft stark machte, die durch die jeweilige Gegenwart immer neu hervorgebracht und gleichsam konstruiert wird. Sie setzte an die Stelle ‚einer‘ Vergangenheit, die es durch Geschichtswissenschaftler zu studieren gilt, gleich mehrere Vergangenheiten, die nebeneinander existieren – und zwar ganz gegenwärtig. Erinnern ist immer ein präsentischer Akt. Er fordert heraus, etwa indem vergangene Traumata in der Kultur reflektiert werden oder in sie hinein brechen, indem es unterschiedliche Sichtweisen und Zugänge zur Vergangenheit gibt, die sich teils widersprechen, und indem Erinnerung identitätsstiftend und normativ wirkt und Lebensentwürfe mitbestimmt. Die „Memorialkultur“ als eine krisenhafte Erscheinung der Spätmoderne gerät in Auseinandersetzung mit Denkern wie Hans Ulrich Gumbrecht, François Hartog und John Tropy in den Blick („Ist die Zeit aus den Fugen?“, 245–280) und wird am Ende doch positiv gewendet. „Vorbei ist nicht vorüber – Reparaturen am Zeitregime der Moderne“ (281–312) untersucht unter den Stichworten „Kultur“, „Identität“ und „Gedächtnis“ – den Hauptthemen im Assmann’schen Oeuvre –, wie die Erinnerungskultur als eine Art heilende Kraft innerhalb des kulturellen Zeitregimes wirksam wird. Diese „Schlüsselbegriffe“ hätten unser „Weltverständnis und unsere Geschichtsorientierung“ (288) grundlegend verändert. Kultur bildet dabei den Rahmen, in dem sich Zeit überhaupt fassen und denken lässt, wobei das Gedächtnis Inhalte bereitstellt, aus denen im Dienste der „Selbst-Reproduktion“ (290) oder Erneuerung geschöpft werden kann, und Identität dadurch erzeugt wird, dass sich Gruppen an



Ereignisse binden, die zwar als geschichtlich, also vergangen begriffen werden, aber doch emphatisch und emotional aufgeladen sind. So ist Vergangenheit längst nicht mehr ein Ort der Abwehr oder „Konversion“ (294), sondern der Aneignung und Auseinandersetzung, der der linearen, naturwissenschaftlichen Zeitvorstellung enthoben ist. Diese These hat einiges für sich und wirft auch ein neues Licht auf den zeithistorischen Ort der Erinnerungskultur selbst, allerdings ist fraglich, ob sich die Erinnerungskultur tatsächlich als Heilsformel eignet. Werden im Zuge der Erinnerungskultur nicht auch Brüche zur Vergangenheit geschaffen (die ursprüngliche Definition des Nora'schen „Erinnerungsortes“ baut auf dieser Vorstellung auf), Narrative des Aufbruchs, ja sogar Heilsversprechen artikuliert? Ein kritischeres Beleuchten des eigenen Projektes bzw. der eigenen Theoreme wäre hier durchaus angebracht gewesen. Außerdem scheint sich im „digital age“ von Google und Konsorten ein neues Fortschrittsdenken anzukündigen, das eng mit technologischer Innovation zusammenhängt. Die mittlerweile allgegenwärtige Rede vom „Menschenzeitalter“ (dem „Anthropozän“, vgl. etwa Christian Schwägerl, *Menschenzeit. Zerstören oder gestalten? Wie wir heute die Welt von Morgen erschaffen*, München 2010) scheint eine weitere ‚Orientierungs-Wende‘ anzukündigen. Das ist freilich nicht Assmanns Gegenstand und aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist ihre Studie höchst anregend und zeitgemäß.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE